

Der "Marödli" und sein Nachbar : eine Erzählung aus dem Alpsteinrevier

Autor(en): **Hautle, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **207 (1928)**

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374796>

Nutzungsbedingungen

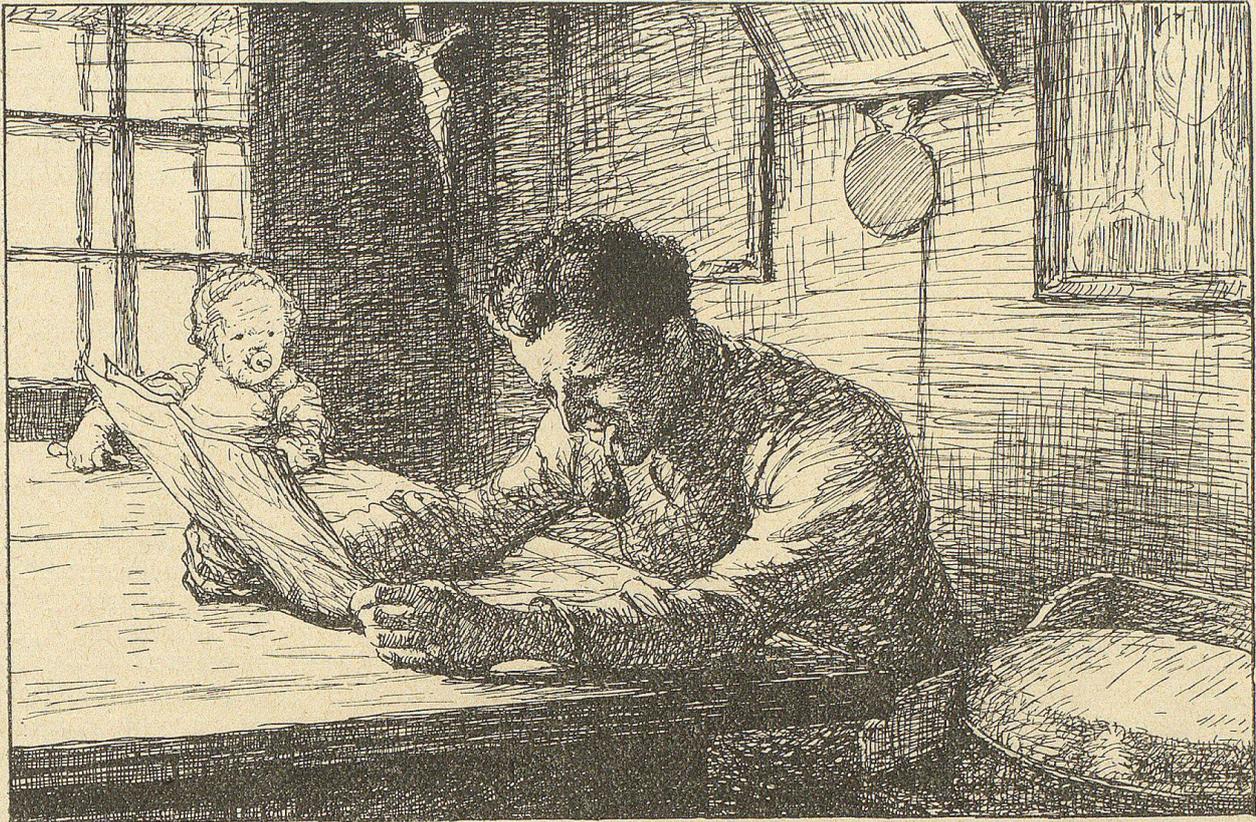
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der „Marödli“ und sein Nachbar.

Eine Erzählung aus dem Alpsteinrevier von L. Hantle.

Sie waren Nachbarn, der „Älersbisch“ und der „Marödlisfranztoni“. Und wohnten weit weg vom Kirchdorfe Brüllisau in dem abgelegenen Winkel der „Schwarzenegg“, wo Füchse und Hasen einander Gut Nacht sagen. Nicht gar große, aber mit vorzüglichem Alpfutter bestandene Bergheimaten nannten sie ihr eigen, deren Grenze von altersher ein von der „Fähnern“ herunterrauschender Wildbach bildet. Ihre wettergebräunten, schindelgepanzerten Behausungen lagen in schräger Linie drei, vier Steinwürfe auseinander.

Einst waren der „Bisch“ und der „Franztoni“ gute Freunde gewesen, die viel zusammenstaken und einander im Stolz und Trotz der Bergler fast überboten. Wie oft hatten sie den langen Weg von der Kirche herauf selbender gemacht, dabei über Pfarrer und Lehrer und Regierung losgewettert und zur Abwechslung sich ihre großen Stallereignisse des weiten und breiten erzählt! Es waren schöne Fährlein gewesen, diese Zeiten nachbarlichen Friedens.

Dann hatte sich in des Älersbischen Kopf der Reid geschlichen über die guten Zuchterfolge des andern, und nicht lange, da lagen sie sich wegen eines Sommerfahrrechtes, das zu wenig verbrieft war, in den Haaren. Seit her haßten und mieden sie sich, wennschon dadurch beide nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich zu Schaden kamen. Aber mit dem Stiernacken des Aelplers stemmten sich die Bauern gegen die bessern Regungen ihrer Herzen, und so fraß sich der Wurm der Feindschaft immer tiefer in ihre Seelen. Zwar wegen des Fahrrechtes war der Prozeß eingeleitet und durfte nun bald ausgetragen werden; aber weil sie beide auf ihren Höfen lahme Brunnen hatten, die zeitweilig kaum für den Hausbedarf genug Wasser lieferten, mitunter sogar ganz eingingen, waren sie zum Tränken des Viehs auf die gleiche „Gonte“ im Bache angewiesen, der sonst wild und reißend über Fels und Stein zu Tale schoß. So ging's nun schlecht und nicht recht in die Wochen und Monate.

Da geschah es, daß ein böser Stallfeind erst in der weitem, dann auch in der engern Heimat der Schwarzeneggbauern sein Unwesen trieb. Es war die so gefürchtete Maul- und Klauenseuche, im Alpsteinrevier kurzweg „s Gföcht“ genannt. Zuerst war es vereinzelt da und dort aufgetreten, ohne daß man sich seine Entstehung und Verbreitung erklären, noch es in seinem Siegeslaufe hemmen konnte. Wohl munkelte man in bäuerlichen Kreisen, daß der leichtfertige Viehhändler „Gnazi“ draußen im Flecken die Bescherung aus dem draußten im Flecken die Bescherung aus dem haltspunkte wußte niemand zu geben. Nun war das Gföcht bereits zur Landplage geworden; allen Gegenmaßregeln zum Trotz hatte es weit in der Runde Gehöft um Gehöft ergriffen, Angst, Sorge, Trübsal und Not in so manches Haus tragend. Da schwiegen denn die Geigen und Zodler und die unruhigen Tanzbeine der Jungen mußten feiern. Mutlosigkeit und eine Art Verwirrung erfaßte viele Landleute ob all des Schadens und der verkehrlichen Störung, der daraus entstand. Andere aber hörten aus der Prüfung heraus klar und deutlich die Lehre: „Ihr Menschen, ihr seid nicht die Herren dieser Welt!“

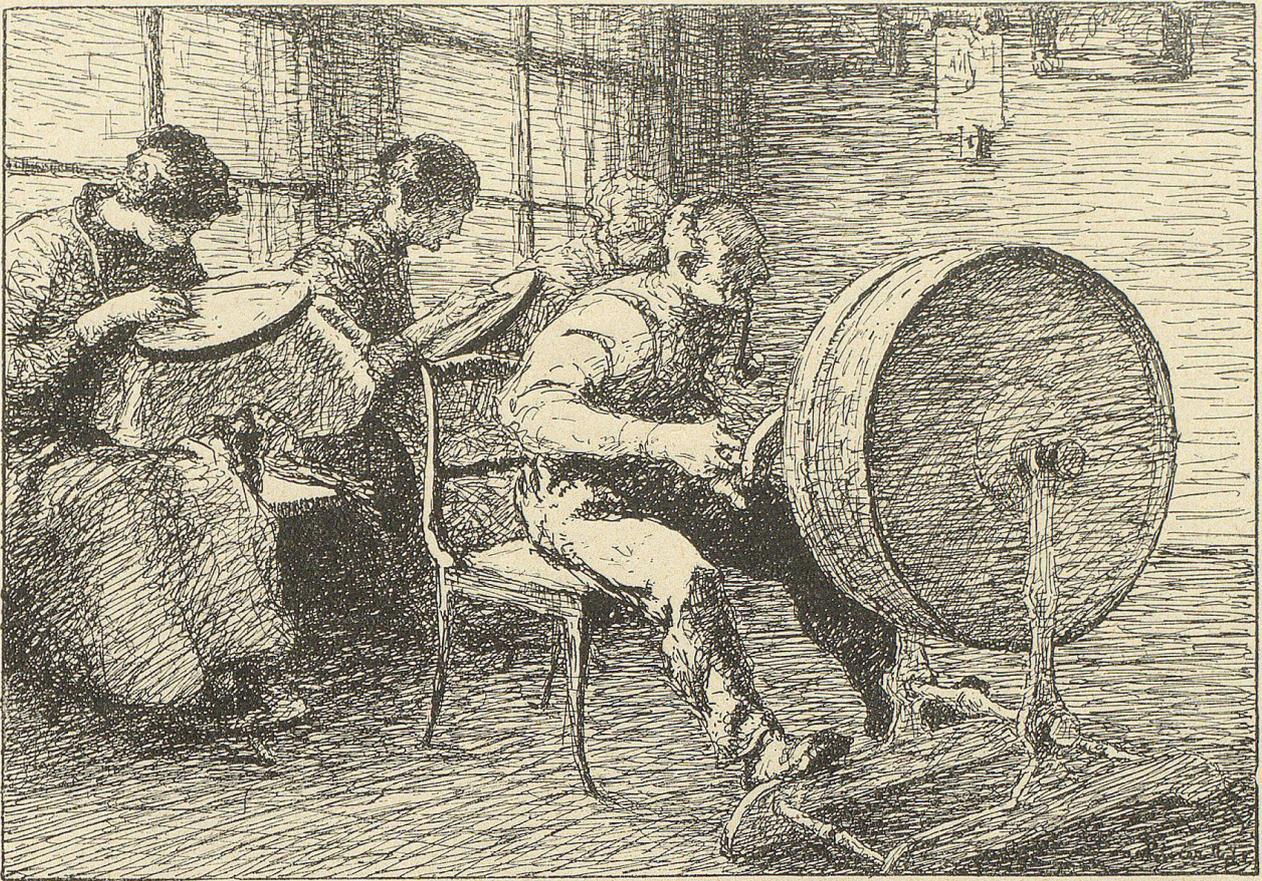
Auf Schwarzenegg zwar, dem verlorenen Nest, wo außer sommers kaum ein fremder Mensch seinen Fuß hinsetzte, ging zunächst alles noch seinen gewohnten Gang. Bei den Menschen und beim Vieh. Nur daß erstere jetzt noch spärlicher als früher hinunterstiegen ins Tal, außer, wenn es durchaus nicht anders sein konnte. In den paar Sommerwochen hielt sich ja ein Teil der Bewohner ohnehin noch höher droben auf, in den Weiden der „Fähnern“. Strohend an Kraft und Gesundheit, mit weichem glänzenden Paarkleid waren die Sommertiere in den ersten Septembertagen von der Alp herniedergetrotet, um drunten am Böppelbach das dunkle Herbstgras abzubeiden, ehe der lange Stallwinter sie gefangen nahm.

Da wird mit einemmale Uelersbischen Einziger, ein stämmiger Bursche von zwanzig Jahren, an einem Fuße krank, so daß er weder zu gehen noch zu stehen vermag. Das stimmt den sonst harten Vater hie und da weich. Und wie eines nebligen Abends ein körperlich und geistig schwaches Hausiererelein um Herberge bettelt, ruft er es in den Stall, labt es mit schäumender Milch und weist ihm den Heustock zum Nächtigen an. Als er am

Morgen nicht gar früh in das Gaden kam, war der unständige Stetling schon davongehüpft. Drei Tage darauf, als der alte Ueler vor dem Mittagsschlafchen noch die gewohnte Stallkontrolle machte, beobachtete er, wie das schönste der Kinder mitten im Wiederkäuen aufsprang, an der Kette riß und zerrte, sich mehrmals schüttelte und dann kraftlos zusammenbrach. Dem Bischof fiel es trüb und schwer aufs Gemüt. Und ehe die Abendmilkzeit da war, da standen vier weitere Tiere fiebernd und sich gegen das Fressen sträubend an der vollen Krippe. Nun wußte der Uelersbischof, daß er die Seuche im Stalle habe. Prüfend ging er von Tier zu Tier und sah, daß das Unheil nicht mehr abzuwenden sei. Uergerlich, einen halben Fluch unterdrückend, ging er in die Stube hinüber, seinem Weibe meldend: „Der Hausierer hat uns die Seuche gebracht.“ — „Wird nicht sein,“ sagte dieses bestürzt. — „So helf' uns Gott, sonst gibst' einen schlimmen Winter! Noch heut' schreib' ich dem betigen Madlehli, daß es mir neun Tage hintereinander bei der Muttergottes im Ahorn einen Pfalter nach meiner Meinung bete. Und jetzt, Mann, gehst du und zeigst es sofort an drunten beim Landeshauptmann im Dorf, lieber heute noch als erst morgen, mit dem Verheimlichen gewinnt man nichts. Den Stall besorge heut' abend ich!“

Doch der Uelersbischof ging an jenem Abend nicht fort, um seinen Seuchefall anzumelden. Er tat selbst im Stalle, was zu tun war. Aber er tats nicht wie sonst. Alles ging ihm schwerer aus der Hand. Seit Wochen dachte er zum erstenmal wieder an seinen Haß. „Nun wird der da drüben lachen“, argwöhnte er, und eine unheimliche Wut stieg in ihm auf. Denn sie tut so arg weh, die Schadenfreude eines bösen Nachbars. Aber nein, noch sollte er nicht lachen, noch war es nicht so weit! — Jetzt fing die alte Schlange erst recht in ihm zu arbeiten an. Wie — wenn er nur einen Tag mit der Anzeige zuwarten würde, und wenn er es dann so einrichten könnte, daß er mit seinen Tieren an der Bachtränke der erste war (der Brunnen ging eben wieder „galt“) — dann war es so gut wie sicher, daß auch der Marödli in seinem Stalle die Bescherung erhielt.

Den „Bödelibauer“ durchrieselte eine so eigen wohlige Freude. Eigentlich war sie gerade recht gekommen, die Seuche. Nun konnte er dem da drüben doch einmal das antun, was einem rechten Bauer am besten



tut: ihm in den Stall greifen, ohne daß er sich wehren konnte ... Aller Haß der vergangenen Tage und die Schadenfreude des Neiders klumpten sich in ihm zu einem teuflischen Plane zusammen. Von seinen, des Bödelibauern Tieren sollte sich der Rütibauer da drüben die Pest holen! Wie würde der fluchen und lamentieren, wenn er draußkäme, daß sein Vieh die Krankheit aus dem Bache gesoffen hätte!

Der Uelersbisch hatte eine unruhige Nacht. Schlaflos verbrachte er die langen Stunden drinnen im Stalle. Die ganze Leidwerkerei, die er und sein Nachbar mit bösem Sinn und kaltem Herzen nun seit langem betrieben, das trat nun alles deutlicher vor sein Auge. Und — sei es, daß das bessere Ich in ihm wach geworden oder daß ihm der meuchlerische Kampf von hinten verächtlich erschien oder daß die Erkrankung seines Sohnes ihn nachdenklich gemacht — er fühlte es mehr und mehr: Es war ihm nicht wohl bei der Sache, die er schlau aber unsauber angattigen wollte. Was hatten sie denn beide auch eigentlich von ihren Neidereien und Giftleien? Nichts als Un-

ruhe, Aerger und Verdruß! Der Mannesstolz regte sich in ihm und ein Gefühl der Beschämung überkam ihn wie noch selten in seinem Leben.

Früh am Morgen stand der Bödelibauer am Stubensfenster. Er schaut zum Haus des Nachbars hinüber. Wie er sieht, daß jemand sich drüben regt, wölbt er die Hände rund um den Mund und ruft hinüber. Das Nebengadensfenster geht auf und der grau- und graufraufige Kopf des Rütibauern wird sichtbar. „I ha der gad wele säge, trent hiitt witer obe-n-am Bach oder am Stall; s'Gföcht ischt bi mer usbroche!“

Der Rütibauer hat's gehört, und ohne ein Wort zu erwidern, hat er den Uelersbisch angestarrt. Aber verstanden hat er's; denn nicht lange darauf sah man ihn die Tiere weit hinauf an den Bach zur Tränke treiben. Der Bödelibauer aber hatte schon früh am Morgen sein Weib hinaus zum Landeshauptmann geschickt, die Seuche anzuzeigen, den Tierarzt zu befragen und zugleich auch den Doktor K. zu ersuchen, er möchte doch bald hinauf nach dem Bödeli kommen, um nach dem Vuben zu sehen, mit dem es gar nicht bessern wolle.

Der Marödlisfranztoni hatte indes keinen ringen Tag. Daß ihn der feindliche Nachbar vor der Seuche gewarnt, hatte ihn fast mehr getroffen als alles Böse, das er bis jetzt von ihm erfahren. Gegen all die Feindseligkeiten hatte er bisher sich immer zu schützen gewußt und meist hatte er die Gelegenheit wahrge- nommen, mit hartem Bauernschädel heimzu- zahlen. Nun aber lag die Sache anders. Es fiel ihm schwer, auf diese Handlungsweise des Nachbarn die rechte Antwort zu finden. Die Vergeltungsart, an die er sich ganz und gar gewöhnt hatte, konnte hier nicht in Betracht kommen. Auch sein Weib, das sonst nicht so bald verlegen war, wenn es ums Schwagen und Raten ging, saß den ganzen Tag außer- gewöhnlich schweigsam am Stickerahmen und mochte doch die „Uelerin“ schon lange gar nicht leiden, schon weil sie eine schönere Fest- tagschürze besaß als sie.

Der Rütibauer kam ungewollt ins Denken hinein. Und das war doch sonst nicht seine starke Seite. Kleinlaut hoakte er, das „Ein- dauerli“ verkehrt im fast zahnlosen Munde, in der „Gutsche“. Wie eine bissige Forelle nach Luft schnappt, so konnte er aus dem engen Ge- dankenetz, in welchem er gefangen lag, trotz aller Anstrengung nicht herauskommen. So verfiel er in eine schlechte Laune. Mürrisch ging er dann in Haus und Stall herum und gab seiner Ehegesponsin nicht eben die bes- ten Worte. Hätte ihm doch der da drüben das Schlimme angetan! Dann wäre sein Verhalten gegeben gewesen. Verklagt hätte er ihn noch heute. So aber wußte er nicht, was tun. Fast dünkte es ihn, als wären ihm Hände und Füße gefesselt.

In dieser mißlichen Stimmung ging er des andern Tags, da gerade Wochenmarkt war, hinunter ins Dorf. Und seinem Weibe war es eben recht. Hoffte sie doch, er würde nicht nur eine bessere Stimmung, sondern auch eine Ladung Neuigkeiten mit hinauf in die Rütli auf Schwarzenegg bringen. Im „Goldenen Schäfli“ traf er seine Kunde. Während es in der rechtwinkligen großen Wirtsstube ziem- lich laut und lebhaft herging, saß er ruhiger und stiller als sonst hinter seinem „Dreier“ und hörte scheinbar nur halb zu, als seine red- seligen Zunftbrüder alle die neuen Seuchen- fälle aufzählten und glossierten und ihn warn- ten, er solle nur aufpassen, der Uelersbisch habe die Seuche auch. Er zuckte mit keiner Miene und schwieg. Aber jetzt stieg eine leise Verachtung seiner Tischgenossen und seiner

selbst in ihm auf. Und der verhaltene Zorn, den er tags zuvor gegen seinen Nachbarn empfunden hatte, wandte sich nun innerlich ge- gen diese weinseligen Bauern, die ihn, einer nach dem andern, immer so fragend und for- schend ansahen.

Es war schon ordentlich dunkel, als er sich ganz allein auf den Heimweg machte. Die Herbstnacht war kalt und frostig. Sie und da klagte der Wind vom Alpfelger her wie ein mil- des Tier, das in die Falle geriet, sich selbst be- freite und nun verwundert umherirrt. Schwer keuchend stapft der Marödlisfranztoni das ihm so bekannte steile Holperweglein zur Schwar- zenegg hinauf. Es kämpft und kocht drinnen in seiner Brust wie schon lange nicht mehr.

Dort, wo die Wiesenwege nach dem „Bö- deli“ und der „Rütli“ sich scheiden, trifft er ganz unermutet und plötzlich den „Bisch“, der auszuruhen scheint. Mit einem kurzen „Guten Abend“ und vorsichtiger Entfernung will Franztoni vorbei. Doch unwillkürlich hemmt er seinen Schritt und spricht scheinbar gleichgültig hinüber: „Auch noch unterwegs?“ Auf das freundliche: „Ja, und du auch!“ blieb er wartend stehen. Denn ein Wort brachte jetzt das andere. „Wie geht's auch deinem Buben?“ kam es jetzt teilnehmend aus sei- nem Munde. Der Bodelibauer war offenbar müde. Sein Weib sei gestern ins Dorf gegan- gen, die Seuche anzuzeigen und den Viehdok- tor um seinen Rat zu befragen. Dann habe sie auch noch den Doktor K. gebeten, wegen des Buben ins Haus zu kommen und dessen Bein gründlich zu untersuchen, da man doch gerne einmal wissen möchte, was denn eigent- lich vorliege. Und nun sei der Doktor diesen Nachmittag gekommen und habe die Sache be- denklich gefunden. Es sei unbedingt eine Operation nötig und zwar rasch. Schon mor- gen müsse der Bursche hinunter ins Kran- kenhaus transportiert werden, um Schlim- meres zu verhüten. Der Uelersbisch atmete schwer. . . „Dann,“ fuhr er fort, „dann habe ich den Doktor noch hinunterbegleitet auf die Straße, weil ich auch noch zwei Männer fin- den wollte, die mir morgen den Buben hin- unterschaffen ins Tal, wo der Krankenwagen ihn dann abholt. Aber 's ist eine böse Sache, nur einen hab' ich gefunden. Alles hat Angst vor der Seuche. Bloß der schlampige „Zig- lerer“, der sonst jeder Arbeit aus dem Wege geht und stets in den Wirtschaften herumlung- gert, hat mir zugesagt. 's ist ein schlechter Verlaß auf die Menschen. Mich nimmt's heuer

hart in die Finger!" schloß er klagend. „Wahr ist's", entgegnete der Rütibauer, „ich wünsche gute Besserung!" Drauf gingen sie mit einem kurzen „Gut Nacht!" auseinander, jeder seinem Hause zu.

Am andern Morgen, ehe noch der Nebel sich verkrochen hatte, hörte der Uelersbisch vor der Haustüre schwere Tritte. Der „Ziglerer" kam doch beizeiten. — Er atmete auf. So würden eben er und „das Schlämpchen" den Buben bis zur Straße hinunter tragen. Es war aber nicht der „Ziglerer", der gekommen war. Der Rütibauer stand breit und schwer unter der Haustüre. Sie gaben sich die Hand.

„Nachbar," sagte Franztoni, „was wir bezüglich des Fahrrechts miteinander haben, ist eine Sache für sich und die wird nun hoffentlich bald entschieden werden. Aber ich meine, wir sollten jetzt anfangen, einander das Gute zu wünschen und zu tun und nicht das Böse. Du hast begonnen, ich fahre fort! Wart nicht auf den „Ziglerer"! Hast ja selbst gesagt, es sei kein Verlaß auf ihn. Wir zwei tragen den Buben hinab, wenn es dir so recht ist."

Während des Gespräches hatten sich die Beiden fest in die Augen geschaut. Der Böldelibauer war ganz bleich geworden. Jetzt erhielt sein Gesicht wieder die gewöhnliche Alltagsfarbe und treuherzig sprach er: „Franztoni, ich danke dir für deine Hand und deine Hilfe!"

Noch am selben Vormittag schafften der Bisch und der Franztoni den kranken Buben auf einer Notbahre ins Tal. Der Vater, der sich zu dem schweren Gange säuberlich gewaschen und gekleidet hatte, ließ es sich nicht nehmen, den Sohn zur Operation ins Krankenhaus zu begleiten. Unterdessen besorgte der Rütibauer neben dem feinigem auch Bischens verseuchten Stall, und drinnen in der Muttergotteskapelle im Ahorn betete eine alte fromme Jungfer Rosenkranz um Rosenkranz für die Anliegen der Böldelileute.

Schon am andern Abend brachte man nach der Schwarzenegg die Kunde vom glücklichen Gelingen des operativen Eingriffs. Und Hoffnung und Lebensmut und Lebensfreude kehrten mählich wieder zurück. Ernster als je betete man dort von jetzt ab unter dem Kreuz im Herrgottswinkel wieder zu Sankt Martin, daß er Menschen und Vieh vor Krankheit und Unglück gnädig behüten helfe.

Eine Woche später brach auch im Stalle des Rütibauern die Seuche aus, wie man es erwartet hatte. Dem Uelersbisch war das

recht leid; er drückte dem Franztoni aufrichtig sein Bedauern aus und erklärte sich zu allen Diensten jederzeit bereit. „Daß nur das Klagen", sagte jener fast wohlgenut, „ich habe nun auch wie du die Pest im Haus; aber ich meine, wir zwei sind doch einer schlimmeren Seuche los geworden und das ist gut."

Das Stallungsglück lief auf der Rütli und im Böldeli glimpflich ab, alle Tiere genasen langsam wieder, ohne Schaden zu nehmen.

Drei Wochen später, just am Tage, da der Böldelibub hinkend aber geheilt ins Elternhaus zurückkam, fand drunten im Flecken der Fahrrechtsprozeß seine Erledigung. Es hatte kein langes Hin und Her mehr gebraucht. Der Augenschein in Verbindung mit Uelers Briefen hatte genügend Beweismaterial gebracht. Der Rütibauer verlor den Handel. Für das Bergböcklein der Gegend hatte der Prozeß an Interesse vieles eingebüßt. Er hatte bei den Neuigkeitstüftlern nur solange Aufsehen gemacht, als damit Haß und Feindschaft verbunden gewesen war. Ja, es traf sogar etwas ein, was manche von ihnen für gar nicht möglich gehalten hatten: An jenem Abend gingen der Franztoni und der Bisch in guter Stimmung mit einander heim. Sie hatten endgültig über ihr eigenes Ich gesiegt. Mit jedem Tage kamen sie sich wieder näher. Sie taten einander Dienste, wo und wie sie nur konnten, achteten sich wieder mehr und mehr und jeder hatte Freude am Erfolg des andern. Und nachdem sie oben am Berghange, „im Chru", eine reiche Quelle, deren Wasser bisher unbenutzt in den Bach geflossen, gesaft und nach ihren Besitzungen geleitet hatten, da ließen sie auch gemeinsam auf dem „Bühl", einer kleinen Anhöhe auf der Grenze ihrer Heimwesen, ein großes, einfaches Holzkreuz errichten, das sie sinnig Seuchenkreuz benannten. Wenn später Krankheit und Sorge und Unglück in Haus oder Stall Einkehr hielt, da suchten und fanden die Schwarzeneggleute dort Trost und Kraft.

Denn als die zwei zähen Menschen durchummer und Not den Haß los geworden und das Vertrauen auf das Gute im Menschen sie wie verjüngtes Blut durchrann, da war es ihnen aufgegangen als tiefe Wahrheit des Lebens: Daß nicht nur der Haß um sich greift wie eine verheerende Seuche, sondern daß noch weit mehr in der Liebe eine Kraft wohnt, der sich keiner entziehen kann, welcher von ihr berührt wurde.